Das ist kein Gerücht.
Die Uebungen der Boxer werden nicht vergebens sein.
Reitet Verschwörungen, sprecht Zauberworte aus,
Verbrennt gelbes beschriebenes Papier,
Zündet Räucherstücke an,
Um die Götter und Genien aller Grotten einzuladen.

Die Götter kommen heraus aus den Grotten,
Die Genien kommen herunter von den Bergen,
Sie helfen den menschlichen Körpern das Boxen zu üben.
Wenn alle militärischen Fertigkeiten oder die Taktik
Genau gelernt sind, dann wird es nicht schwer sein,
Alle fremden Teufel auszurotten.

Schleift die Eisenbahnschienen zur Seite,
Reißt die Telegraphenstangen heraus,
Und gleich hierauf zerstört die Dampfer.
Das große Frankreich
Wird kalt im Herzen und kleinmüthig werden.
Die Engländer und Russen werden sicherlich zersprengt werden.
Laßt die verschiedenen fremden Teufel alle getödtet werden,
Möge das ganze elegante Reich der großen Ching-Dynastie immer gedeihen!"

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 20. Juni.

Die eben geschlossene **preußische Landtagssession** wird von der links-liberalen Presse äußerst schlecht censurirt, und zwar nicht nur wegen der Waarenhaussteuer, über deren Zweckmäßigkeit ja die Ansichten bis in die Reihen der conservativen und der klerikalen Wirthschaftspolitiker hinein getheilt sind. Die Hauptursache des Zornes auf die Tagung liegt in der Nichteinbringung der Canalvorlage, für die man die Stimmung der Mehrheit verantwortlich macht. Außerhalb Preußens und in Preußen selbst würde man dieser Auseinandersetzung mit großem Gleichmuth folgen, auch wenn nicht China die Aufmerksamkeit auf sich zöge. Einer der gegen das Abgeordnetenhaus erhobenen Vorwürfe verdient jedoch auf seine Berechtigung untersucht zu werden. Man zählt die Arbeiten des Landtags auf: außer den üblichen Gesetzen, sowie der Waarenhaussteuer und dem schlesischen Hochwassergesetze ein Gesetz über die Zwangserziehung Minderjähriger, eine kleine Gemeindewahlreform, eine Erleichterung der Rentengutbildung, um dann zu sagen: Das ist für halbjähriges Zusammensein so gut wie nichts. Dieses herabsetzende Urtheil beweist von Neuem, daß die Presse des Centrums keine Fühlung mit der öffentlichen Stimmung mehr hat. „Knecht und Volk und Ueberwinder", will sagen: die große Masse des Volks und die Gebildeten, darunter nicht zuletzt die Rechtsgelehrten, sind herzlich froh, die Gesetzgebungsmaschine mit der Langsamkeit einer Secundärbahnlocomotive der „Fliegenden Blätter" arbeiten oder ganz stillstehen zu sehen. Und das um so mehr, wenn sie bedenken, welche Fülle von neuen, nicht leicht zu erfassenden Gesetzen die Reichstagssession auf dem Gebiete des Gewerbewesens, der Arbeiterversicherung, der Gesundheitspolizei u. s. w. gebracht hat. Das „Wenig" wird im Lande ohne Zweifel der letzten preußischen Session als Rahmestitel zuerkannt werden. Nun wird außer dem Quantum auch die Qualität bemängelt und ein offenbar auf die Erkenntniß der welthistorischen Zusammenhanges der Ereignisse besonders gesichter freisinniger Kritiker ruft sogar aus: „Von allen Gesetzen, die an der Schwelle des Jahrhunderts (vom Landtag) angenommen wurden, wird man am Ende des Jahrhunderts nichts mehr wissen." Glauben wir auch, aber wehe dem Lande, dessen Gesetzgebung alle Jahre etwas für die Unsterblichkeit thut. Eine begründete Beurtheilung trifft nur das Gemeindewahlreformgesetz, das, ohne formell gerecht zu sein, den klerikalen Einfluß in westlichen Stadtgemeinden verstärkt. An diesem Gegenstande offenbart sich das Bedauerliche der Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses, das — neben einem überwiegend aus parteiconservativen Mitgliedern bestehenden Herrenhause — nahezu eine conservative Mehrheit besitzt und in dem, falls die gemäßigten Conservativen versagen, sich mit Leichtigkeit eine conservativ-klerikale Mehrheit bildet. Letzteres geschieht mit jedem Jahre häufiger und zumeist im bildungs-, wie auch besonders im städtefeindlichen Sinne. Es geht ein antibürgerlicher Zug durch die preußische Volksvertretung, woran freilich die Hauptschuld die antiländlichen Thorheiten des Linksliberalismus tragen. Aber auch einer veralteten, unerhört ungerechten Wahlkreisabgrenzung ist es zuzuschreiben, wenn die preußische Zweite Kammer so ganz und gar kein Bild von der geistigen und wirthschaftlichen Physiognomie des Bürgerthums giebt. Wenn man das bestehende Wahlrecht mit seinen unleugbaren Vorzügen erhalten will, wird man nach dieser Richtung sich früher oder später zu Reformen herbeilassen müssen.

Die Ankündigung der „Berl. Polit. Nachr.", daß dem **Deutschthum im Osten** mit allen dem preußischen Staate zu Gebote stehenden Mitteln geholfen werden solle, findet im Osten selbst nur bedingten Glauben. So schreibt der in Graudenz erscheinende „Gesellige":

Die „volle persönliche und finanzielle Kraft des Staates" soll in den Dienst der Erhaltung des Deutschthums gestellt werden! Das klingt sehr wuchtig, aber bei unendlich vielen Gelegenheiten ist bisher nicht einmal ein angemessener Theil jener auch von uns als sehr bedeutend geschätzten Kraft in dem Maße verwendet worden, wie sie die Vertheidiger des Deutschthums im Kampfe gegen das Polenthum in des deutschen Reiches Ostmark zu fordern berechtigt sind. Gerade der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums, der ja zugleich Finanzminister ist, drückt häufig den Daumen auf den strotzenden Staatsgeldbeutel, wenn z. B. bessere Verkehrsverbindungen, die für deutsche Culturarbeit eine Vorbedingung sind, gefordert werden. Da wird die Rentabilität mitunter vom kleinlichsten Calculatorstandpuncte aus gegen wohlbegründete Forderungen ins Feld geführt, während gerade im Osten, selbst wenn z. B. das geforderte staatliche Verkehrsunternehmen nicht gleich rentabel wäre, die Förderung des Staatswohls wichtiger ist als eine fiscalische Münzensammlung oder ein Zuschuß zu den Ueberschüssen der Staatscassenverwaltung. Die Anschauung ist selbst innerhalb der Regierung noch nicht einmal ausreichend überwunden, daß der Osten mit „abgelegten Sachen" ausstaffirt werden könne: ein zwar kleines, aber lehrreiches Beispiel ist dafür, daß z. B. von der Reichspostverwaltung — auf die ja wohl das preußische Ministerium auch einigen Einfluß hat — die schlechtesten Telephon-Apparate nach dem Osten geschickt werden, die „alten Sachen", während gerade, schon wegen der weiten Entfernung, die denkbar besten und neuesten dem Osten zugewendet werden sollten, damit man uns in Berlin noch besser und deutlicher versteht!

Was wird der „Gesellige" erst schreiben, wenn er in einer zweifellos officiösen Berliner Correspondenz der Münchener „Allgem. Ztg." liest:

„Gutem Vernehmen nach hat das preußische Staatsministerium beschlossen, die Frist zu erweitern, innerhalb deren ausländische Arbeiter die Ostgrenze überschreiten und namentlich in der Landwirthschaft Verwendung finden dürfen."

Freilich gehörte die unbeschränkte Zulassung ausländischer Arbeiter zu den Forderungen des Centrums und der Conservativen bei der Entscheidung über die Flottenfrage. Aber der Staatssekretär Graf Posadowsky wies noch am letzten Tage der Reichstagssession auf die schwerwiegenden nationalen Bedenken hin, die gegen die Erfüllung dieser Forderung sprechen und die schon früher der Abg. Dr. Hasse eingehend dargelegt hatte. Trotzdem scheint nun im preußischen Ministerium die Ansicht durchgedrungen zu sein, daß man mit der längeren Zulassung der über die russische Grenze herüber wandernden polnischen Arbeiter den wirksamsten Anfang zur Bekämpfung des weiteren Vordringens des Polenthums machen könne! „Wenn" — so bemerkt hierzu die „Nat.-Ztg." mit berechtigter Ironie — „das preußische Staatsministerium sich noch lange „ganz besonders" mit der Polenfrage befaßt, so wird es vielleicht dazu kommen, an einem Tage im Jahr für alle eingewanderten Polen eine Begrüßungsfahrt nach der Grenze zu veranstalten und sie zu kurzem Spaziergang hinter den russischen Grenzpfählen einzuladen, während sie sich während des ganzen übrigen Jahres ungestört die thatsächliche Zugehörigkeit zu Preußen ersitzen."

In den Kreisen der **französischen Nationalisten** herrscht seit dem Rücktritt des Generals Gallifet vom Amte des Kriegsministers eitel Freude und Wohlgefallen. Am Sonnabend feierten sie in Paris ihren Triumph durch ein großes Banket, an welchem die Häupter der mit dem Ministerium unzufriedenen „populären" Richtungen, der Nationalisten, Chauvinisten, Patriotenbündler, Antisemiten und tutti quanti theilnahmen. Die Schlußapotheose der ganzen Veranstaltung bildete ein Krawall mit den üblichen Revolverschüssen und Messerstichen, der noch sein gerichtliches Nachspiel haben dürfte. Es ist ein eigenartiges Schauspiel, welches diese Boulevard-Existenzen und Kaffeehaushelden dem zahlreichen Fremdenpublicum darbieten, das zur Ausstellung nach Paris reist und in dem Glauben lebt, daß, so lange die Ausstellung dauert, alle politischen Parteien Frankreichs gleichermaßen bestrebt sein würden, den Hader ruhen zu lassen. Die Nationalisten zeigen durch ihr herausforderndes tumultuarisches Verhalten, daß ihre Gewissenhaftigkeit in Bezug auf übernommene, wenn auch nicht in formell bindender Form, sondern nur moralisch eingegangene, Verpflichtungen keine besonders große ist, sonst würden sie einen Kleinkrieg gegen die Republik einstellen, der ihnen selbst keinen Nutzen bringt, wohl aber Frankreich in den Augen der Welt zu discreditiren geeignet ist. Die republikanische Staatsform, wie sie das Land besitzt, ist in ihrer derzeitigen Ausgestaltung vielleicht nicht die denkbar beste für Frankreich, aber jedenfalls die im Augenblick allein mögliche, wenn man nicht die Nation in unabsehbaren inneren Wirren ihre Kräfte vergeuden lassen will. Wenn die Nationalisten also an einer Entwickelung der Dinge Freude haben und sie unterstützen helfen, welche das Ansehen der republikanischen Staatsform zu schmälern geeignet ist, so zeigen sie dadurch, daß sie das Bestehende als ein Hinderniß ihrer eigenen Bestrebungen ansehen, die auf Erregung innerer und äußerer Conflicte abzielen. Während die Socialdemokraten der Deputirtenkammer sich dabei beruhigten, daß die mündliche Interpellation wegen des Zwischenfalles von Châlons, wo ein rebellischer Pöbelhaufe von Gendarmen zu Paaren getrieben wurde, durch ein Vertrauensvotum für das Cabinet erledigt wurde, hätten die klerikal-royalistisch-nationalistischen Regierungsgegner, trotz ihrer demonstrativen Armeefreundlichkeit, ohne Bedenken die Sache der öffentlichen Ordnung ihren oppositionellen Gelüsten zum Opfer gebracht, nur um dem Cabinet eine parlamentarische Niederlage zu bereiten. Dieser Anschlag ist zwar mißlungen, aber die Nationalisten speculiren darauf, bei der Verhandlung über die Amnestievorlage ihren Willen auf breiterer Grundlage durchsetzen zu können. Es wird des Zusammenhaltens aller entschieden republikanisch gesinnten Kammerelemente bedürfen, um auch dann den politischen Ränken der rechts stehenden Parteien gewachsen zu bleiben.

Der Krieg in Südafrika.

-ρ. Den „Times" wird aus Lourenço Marques gemeldet, der Richter van Leuwen, welcher Pretoria am Mittwoch mit Erlaubniß des englischen Militärgouverneurs verließ, sei in Lourenço Marques angekommen. Er war Ueberbringer einer mündlichen Zusicherung an

Krüger

von den englischen Behörden, die dahin lautete, daß, wenn er, Krüger, sich jetzt ergebe, nicht aus dem Lande geschickt werden würde. Krüger schlief gerade, als van Leuwen's Zug an seinem Quartier vorbeikam. Van Leuwen richtete seinen Auftrag an Reitz aus, aber dieser verwarf den Vorschlag und sagte, Krüger werde nie darauf eingehen.

Es läßt sich voraussetzen, daß ein großer Theil der Armee des

Generals Buller

in Bälde auf der Ermelo-Straße vorrücken wird, um, wenn möglich, die Delagoa-Eisenbahn im Osten von Middlesburg abzuschneiden, während Lord Roberts gleichzeitig an der Linie entlang marschirt, und General Carrington im Norden von Tuli auf Pietersburg vorrückt; inzwischen dürften auch einige entbehrliche Truppen von Pretoria in gleicher Richtung vorgesandt werden, um den Lydenburg-District von der Olifant-River-Seite zu erreichen.

Wie das „Reuter'sche Bureau" unterm 18. Juni aus Laingsnek meldet, ist der erste Eisenbahnzug durch den wieder in Stand gesetzten Tunnel nach Charleston abgegangen. Die Boeren haben also den Laingsnek-Tunnel nur leicht beschädigt. Das war eine grobe Fahrlässigkeit, welche sich noch bitter rächen kann.

Das Klügste wäre jetzt, wenn die Boeren auch hier lediglich die rückwärtigen Verbindungen aufs Korn nehmen wollten. Noch sind sie Herren der Pässe durch die Drakensberge. Etappentruppen in beträchtlicher Stärke kann Buller kaum an der Bahn zurückgelassen haben. Das Gelände im Norden Natals ist für Handstreiche der Art geradezu ideal. Es muß sich bald zeigen, ob die Boeren wirklich fortan den kleinen Krieg systematisch betreiben werden, oder ob es am Rhenoster ausnahmsweise einmal einzelnen energischen Führern gelungen ist, ihre Leute zu der Unternehmung zu überreden. Auch der kleine Krieg setzt viel offensive Wagelust des Einzelnen voraus, und daran gebrach es bekanntlich den Boeren schon im Glück, um wie viel mehr also wahrscheinlich im Unglück.

Chamberlain über den Frieden.

Der Colonialminister Chamberlain sprach gestern Nachmittag in einer Unionisten-Versammlung in London, wobei er auf die Beilegung des Krieges in Südafrika Bezug nahm. Er erklärte, daß dieselbe unzweifelhaft sehr schwierig sein würde, aber jeder Versuch einer Schlichtung, welcher den beiden südafrikanischen Republiken ein ungerechtfertigtes Maß von Freiheit geben würde, würde durch die überwältigende öffentliche Meinung zum Stillschweigen gebracht werden. Die Beilegung des Streites müßte eine endgiltige sein, welche verhindere, daß eine neue Saat zukünftiger Mißhelligkeiten daraus entstände.

Die angeblichen Bestechungen in Pretoria.

In dem vor den Brüsseler Gerichten schwebenden Transvaaler Eisenbahnproceß sind alle leitenden Staatsmänner der Republik, an der Spitze Präsident Krüger mit seinen nächsten Angehörigen, beschuldigt worden, Bestechungsgelder angenommen zu haben. Diese Anschuldigungen sind bereits vor längerer Zeit durch die Presse gegangen, es wurde aber hinzugefügt, daß die Staatsmänner der Boeren diese Gelder wohl angenommen, sie aber nicht für persönliche Zwecke, sondern für Kriegsrüstungen verwendet hätten. Wir haben uns nun, so schreibt die „D. W.", im Namen zahlreicher Leser um Aufklärung an den in Brüssel residirenden Gesandten der südafrikanischen Republik, Dr. Leyds, gewandt, der seine schon vor Gericht gemachte Aussage, daß ihm von diesen Bestechungen nichts bekannt sei, in folgendem an uns gerichteten Schreiben bekräftigt und näher präcisirt:

„Euer Wohlgeboren beehre ich mich in Erledigung Ihrer gefälligen Zuschrift vom 14. d. M. ergebenst mitzutheilen, daß ich in Betreff der angeblichen Bestechung in dem beregten Eisenbahnprocesse nichts Anderes erklären kann, als was ich vor dem hiesigen Gericht als Zeuge ausgesagt habe, d. h., daß mir von den angeblichen Bestechungen nichts Positives bekannt ist.

Ob das Material, welches die Angeklagten im weiteren Verlaufe des Processes in dieser Angelegenheit eventuell beibringen werden, genügen wird, ihre Beschuldigungen zu beweisen, müssen wir dem Urtheil der Richter nach Beendigung der Verhandlung überlassen; diese sollen nach Unterbrechung von einigen Tagen am Montag wieder aufgenommen werden. W. Leyds."

Aus den Acten des Transvaaler Eisenbahnprocesses, insbesondere aus den auf commissarischer Vernehmung beruhenden Aussagen des Agenten Oppenheim's in Pretoria, De Jonghe, soll, wie der „Köln. Ztg." aus Brüssel telegraphirt wird, hervorgehen, daß die Bestechungsgelder in folgender Weise vertheilt wurden: Präsident Krüger 100 000 Frcs.; Frau Krüger 25 000 Frcs.; Smit, Vicepräsident der Republik, 25 000 Frcs.; Dr. Roos 3000 Frcs.; De Beer 12 500 Frcs.; Dr. Burgher 25 000 Frcs.; Duplessis-De Beer, Abgeordneter, 25 000 Frcs.; sein College Burgher 25 000 Frcs.; Bezuidenhout 2750 Frcs.; Van der Merwe, Vorsitzender der Commission für die Ausarbeitung des Selati-Vertrages, 2500 Frcs.; Dr. Cloete 3200 Frcs.; Abgeordneter Roop 1250 Frcs.; Abgeordneter Geyduy 1250 Frcs.; Abgeordneter Wolmarans 1250 Frcs.; Malan 1250 Frcs.; Prinsloo 1250 Frcs.; Sties 750 Frcs.; der Sekretär des Volksrathes 4500 Frcs.; der Vorsitzende des Volksrathes 3125 Frcs.; Hoffmann 3000 Frcs. Außerdem soll jedes Mitglied des Volksrathes einen Wagen erhalten haben, mehrere auch eine Uhr. Der Schwiegersohn Krüger's, Eloff, hat angeblich 12 500 Frcs., der Socius Eloff's, Schurmann, 250 Frcs., der Vicepräsident Smit einen zweiten Betrag, 12 500 Frcs., erhalten haben; Bock, Mitglied des ausführenden Rathes, 12 500 Frcs.; P. J. Maré, Abgeordneter, 12 500 Frcs.; Van Boeschoten, Sekretär des Volksrathes, 25 000 Frcs., Wilhelm Maré 25 000 Frcs.; Roth 12 500 Frcs. De Jonghe selbst, der die Gelder im Auftrage Oppenheim's vertheilte, nahm angeblich für seinen Antheil 100 000 Frcs. Sodann sollen mit Vorwissen der Regierung Transvaals für 2½ Millionen Actien der Eisenbahngesellschaft an Borster, Porcheron und Stevenson vergeben worden sein, um folgendermaßen vertheilt zu werden: Dr. Burgher 25 000 Frcs.; Cloete 75 000 Frcs.; Burgher, Präsident des Volksraths, 475 000 Frcs.; W. Maré 25 000 Francs; Smits 12 500 Frcs.; Munnik 25 000 Frcs.; Du Toit 30 000 Frcs.; Gustav Maré 25 000 Frcs.; Godefroy 7500 Frcs.; Lagermann 7500 Frcs.; Borsterman 25 000 Frcs.; Bock 25 000 Frcs.; General Joubert 13 000 Frcs.; De Jonghe 375 000 Frcs.; Roth 187 500 Frcs.; General Smit 25 000 Frcs.; Jan Eloff, Krüger's Schwiegersohn, 50 000 Frcs.; W. Maré 25 000 Fr.; P. J. Maré 12 500 Frcs.; Van Boeschoten, Sekretär des Volksrathes, 5000 Frcs.

Deutsches Reich.

* Leipzig, 20. Juni. An der am 10. d. Mts. in der Sitzung des Centralvorstandes der Nationalliberalen Partei gefaßten Resolution zu Gunsten höherer Schutzzölle für landwirthschaftliche Producte war insbesondere von der conservativen Presse, der diese Resolution augenscheinlich sehr ungelegen kam, eine mehr oder weniger unfreundliche Kritik geübt und der Zweifel ausgesprochen worden, ob die Gesammtpartei die Resolution auch beachten und ihr folgen werde. Jetzt liegt in dieser Beziehung eine beachtenswerthe zustimmende Aeußerung aus der alten bayerischen Kaiserstadt Forchheim vor, woselbst, wie schon kurz gemeldet, am letzten Sonntag aus den benachbarten fränkischen Städten Nürnberg, Fürth, Erlangen, Schwabach und Hof eine große Zahl nationalliberaler Männer zu gemeinsamer Tagung sich zusammengefunden hatte. Aus der Hauptrede des Herrn Landgerichtsraths und Landtagsabgeordneten Zehler-Nürnberg heben wir folgende bezügliche Auslassung hervor: „Die bekannte Resolution der nationalliberalen Partei vom 10. d. Mts. erkennt die Thatsache an, daß die Landwirthschaft höhere Zölle haben muß. Damit stimmt unsere Partei im bayerischen Landtage ganz überein, wie der Beschluß zum Antrage Lutz beweist. Wir fürchten uns nicht vor dem alten abgenutzten Vorwurfe der Brodvertheuerung. Eine Aufbesserung der Landwirthschaft hebt die Kaufkraft des inneren Marktes, damit vor Allem die Industrie und namentlich auch die Arbeiter. Unser Bauernstand ist der Unterstützung werth und bedürftig. In diesem Sinne begrüße ich die Berliner Resolution (Bravo). Die Handelsverträge müssen die Bedürfnisse aller drei Erwerbsstände erforschen und berücksichtigen; daß das dieses Mal, im Gegensatz zu früher, in jeder Weise geschehen wird, dafür haben wir jede Gewähr." Redner begrüßte auch die Annahme der Flottenvorlage und bedauerte die Haltung des Freisinns, der, nachdem er erklärt habe, er sei von der Nothwendigkeit der Flottenvermehrung überzeugt, doch wieder ein Thürchen zu einem principiellen Nein gefunden habe. Der Freisinn habe aber vor lauter Principien keinen Löffel, wenn es Brei regne, und verdamme sich selbst zur Bedeutungslosigkeit. Die Aus-

---

pflanzung habe schlüpfen sehen. Der Mann war offenbar bemüht, sich stets im Schatten zu halten, um nicht gesehen zu werden. Ich bin ihm nicht unmittelbar gefolgt, sondern quer durch die Anpflanzungen gegangen, weil ich glaubte, ihm so den Weg abschneiden und ihn zur Rede stellen zu können. Sie haben wohl Niemanden bemerkt?"

„Nein."

Heathcote blickte forschend ringsum, doch seine scharfen Augen zeigten ihm nichts Verdächtiges.

„Sie werden vielleicht denken, daß ich mich in Dinge mische, die mich durchaus nichts angehen", fuhr er fort; er war sichtlich verlegen, als er das sagte. „Aber das Benehmen des Mannes war ganz entschieden ein sonderbares. Ich wollte mich davon überzeugen, daß er nichts Böses im Schilde führe, und Sie werden meine Besorgniß begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß vor wenigen Tagen in dem nächsten Dorfe ein Einbruch stattgefunden hat, und daß man vermuthet, die Diebe halten sich noch hier in der Umgegend auf. Hätte mir der Mann keine befriedigende Auskunft über sich geben können, so würde ich zu Ihrem Herrn Bruder geschickt haben, um ihn zu warnen."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie solchen Antheil an unserem Wohlergehen nehmen", sagte Diana.

Die Worte waren kaum ihren Lippen entflohen, als sie sah, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sein Antlitz verfinsterte sich wieder und derselbe zurückweisende Ton, den er außer heute Abend stets gehabt hatte, lag in seiner Stimme, als er jetzt erwiderte:

„Hier ist gar keine Rede von Freundlichkeit, ich habe nur gethan, was ich für Recht hielt, und würde dasselbe für jeden Anderen thun!"

Diana senkte die Augen, aller Frohsinn wich von ihrem Antlitz und ihre Lippen bebten. Philipp Heathcote sah, daß er sie verletzt hatte.

„Vergeben Sie mir!" sagte er in freundlicherem Tone, einen Schritt näher zu ihr heranretzend. „Ich fürchte, Sie halten mich für sehr rauh und unhöflich! Und ich bin es auch!" Er lachte bitter. „Ein Mann wie ich kann nicht Jahre lang in solcher Einsamkeit leben, ohne daß dieselbe ihren Einfluß auf ihn ausübt; ich habe dadurch verlernt, mit den Menschen zu verkehren! Das muß mir zur Entschuldigung dienen!"

„Es bedarf keiner Entschuldigung", antwortete sie, schnell ihre Augen, in denen Thränen glänzten, zu ihm aufschlagend. Dann schwieg sie plötzlich, obgleich es den Anschein gehabt, als wolle sie noch etwas hinzufügen. Einen Augenblick stand sie schweigend, unentschlossen da; sie schien noch zu überlegen, ob sie sprechen solle, oder nicht, und endlich sagte sie mit zitternder Stimme:

„Ich wünschte wohl, ich könnte Ihnen meine Dankbarkeit für das, was Sie für mich gethan haben, beweisen. Gestatten Sie mir" — sie zögerte einen Augenblick — „Ihre Freundin zu sein! Ich will damit nicht etwa sagen", fuhr sie fort, indem ihre Wangen sich mit einem dunklen Roth übergossen, „daß meine Freundschaft etwas Besonderes, oder in irgend einer Weise Wünschenswerthes sei, aber sie bedeutet Theilnahme und Interesse und — Beistand, wenn es in meiner Macht steht, Ihnen solchen zu gewähren."

Sie hatte die Worte hastig hervorgestoßen, nicht nur, weil sie fürchtete, der Muth würde ihr sinken, das auszusprechen, was sie auf dem Herzen hatte, sondern auch, weil sie fühlte, daß sie etwas Ungewöhnliches that. Sie wußte ganz gut, daß es ungewöhnlich für ein junges Mädchen war, in dieser Weise die Initiative zu ergreifen und einem Manne eine Freundschaft anzubieten, nach der derselbe gar nicht verlangt hatte, sondern welche er sogar schon mehr wie einmal zurückgewiesen hatte. Aber sie war einem Gefühl gefolgt, das sich nicht zurückdrängen ließ — sie hatte nicht anders gekonnt — und sie wußte auch, daß der Mann dort vor ihr ihre Beweggründe nicht mißverstehen würde.

Er schwieg und blickte zur Erde nieder; mit der rechten Hand strich er langsam das Haar aus der Stirn zurück. Sein Schweigen ließ ihr Herz erbeben — vielleicht hatte sie dennoch Unrecht gethan. Sie blickte ihn nicht an, als sie jetzt sagte:

„Wenn das, was ich gesagt habe, Ihnen unwillkommen ist, ich weiß, daß es unschicklich ist, daß es den gesellschaftlichen Formen nicht entspricht —"

Er winkte ungeduldig mit der Hand.

„Gesellschaftliche Formen kümmern mich wenig, ich bin seit Jahren ohne dieselbe fertig geworden. Was nun Ihr freundliches Anerbieten betrifft, so müßte ich ja kein fühlender Mensch sein, wenn ich Ihnen nicht dankbar für dasselbe wäre; aber ich bin im Zweifel, ob es recht von mir gehandelt sein würde, wenn ich Sie beim Wort nähme. Ich glaube kaum, daß Sie das, was Sie thun wollen, reiflich überlegt haben. Sie sind fremd in unserer Gegend und kennen weder mich, noch den Ruf, in dem ich stehe. Sie wissen nicht, was man mir nachsagt. Wenn dies der Fall wäre, so würden Sie sicherlich darauf verzichten, mich zu Ihren Freunden zählen zu wollen."

„Sie thun mir Unrecht", sagte sie ernst. „Ich kümmere mich durchaus nicht um das, was Ihre Nachbarschaft über Sie sagt!"

„Ah! So ist Ihnen also der Ruf, in dem ich stehe, nicht unbekannt?"

Sie wurde ein wenig verwirrt, um so mehr, als sie fühlte, daß er sie beobachtete; sie war sich bewußt, daß seine Augen forschend auf ihrem Antlitze ruhten.

„Ich weiß, und zwar zum Theil aus Ihren eigenen Worten, daß Ihr Leben ein sehr einsames ist."

„Und Sie wissen auch, daß diese Einsamkeit keine freiwillige ist — oder wenigstens in der ersten Zeit keine freiwillige war?"

„Ja!"

„Und was wissen Sie sonst noch?" Als sie ihm nicht antwortete, fuhr er in dem herrischen Tone, den sie schon an ihm kannte, fort: „Sagen Sie mir, wie weit sich Ihre Kenntniß in dieser Beziehung erstreckt. Miß Beauchamp."

„Fragen Sie mich nicht, o bitte, fragen Sie mich nicht!" flehte sie. Doch er schüttelte mitleidlos den Kopf, und wie schon mehrmals, fügte sie sich auch diesmal seinem Willen, und sagte: „Ich habe gehört, daß man Sie einstmals — vor Jahren — eines furchtbaren Verbrechens beschuldigte. Die Einzelheiten kenne ich nicht, und kümmern mich dieselben auch nicht, aber ich glaube nicht, daß Sie dessen, was man Ihnen zur Last legt, schuldig sind."

Er wandte sich halb von ihr ab, und obgleich sie sein Gesicht nicht sehen konnte, sah sie doch, daß er heftig erregt war. Es schien ihr, als ob Stunden, anstatt Minuten vergangen seien, bis er wieder zu ihr sprach.

„Wissen Sie", sagte er mit einem so traurigen Lächeln, daß Diana die Thränen in die Augen stiegen, „daß ich seit sieben Jahren zum ersten Male wieder freundliche Worte höre? Sie sind die Erste, die es wagt, furchtlos zu mir zu sprechen. Die Versuchung, in die Sie mich führen, ist groß; aber um Ihretwillen sowohl, wie um meiner selbst willen, muß ich den Weg gehen, den ich mir vorgezeichnet habe; und dieser Weg ist ein einsamer, der mir keine Freunde gestattet. Ich bin älter als Sie — älter und erfahrener, ich kenne die Welt, und weiß, wie leicht sie bereit ist, ihre Mitmenschen zu verurtheilen — ich sehe vorher, welche Folgen es nach sich ziehen würde, wenn ich von Ihrer Güte Gebrauch machte; es könnte leicht geschehen, daß Sie bald bereuen würden, mich jemals kennen gelernt zu haben. Meine Zurückweisung darf Sie nicht kränken; glauben Sie ja nicht, daß es mir gleichgiltig ist, wie Sie über mich denken, Gott allein weiß, ob mir an Ihrer guten Meinung, an der Freundschaft, welche Sie mir bieten, etwas gelegen ist."

Sein Kopf sinkt sich, und ein tiefer Seufzer, der fast einem Stöhnen glich, entrang sich seiner Brust. Der finstere Mißmuth, der sonst auf seinem Antlitz lag, hatte einem Ausdruck der Verzweiflung Platz gemacht, der Diana mit einem tiefen Weh erfüllte. Keiner von Beiden dachte daran, wie schnell die Zeit verging. Keiner von ihnen hörte die zehn dumpfen Schläge, die vom der Stallglocke herüberdröhnten.

Diana, welche für gewöhnlich so ruhig, so vollkommen Herrin ihrer selbst war, blickte mit tiefem Mitleid auf den Mann, dem ihre Worte — oder vielleicht auch seine eigenen Gedanken — eine solche Pein bereitet hatten. Aber sie wagte es nicht, irgend ein besänftigendes Wort zu sagen, da sie fürchtete, daß sie unbewußt eine noch blutende Wunde berühren könnte.

Doch bald fand Philipp Heathcote seine gewohnte Selbstbeherrschung wieder, er blickte auf seine Uhr und sagte dann in ruhigem Tone:

„Es ist zehn Uhr vorbei; ich darf Sie hier nicht länger zurückhalten. Jedenfalls werde ich Sie durch den Park begleiten, dann sind Sie dem Hause nahe genug, und haben nichts mehr zu fürchten."

Ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete er die Gitterthür, und, an ihre Seite tretend, schritt er neben ihr her. Sie ließ ihn schweigend gewähren; aber niemals in ihrem Leben vergaß sie diesen Spaziergang, auf welchem Keiner von ihnen ein Wort sprach; Diana war es, als ob ein Zauber sie umfangen halte. Wie im Traume sah sie das vom Thau schimmernde Gras und hörte den Ruf einer Eule, welche in den hohen Bäumen über ihnen saß. Dann hatten sie das Ende des Parkes erreicht, und Philipp Heathcote nahm ihre Hand und sagte: „Gute Nacht", aber mit einer Stimme, welche kaum wie seine eigene klang. Dann schritt er, ohne ein Wort hinzuzufügen, den Weg, den sie gekommen waren, zurück.

Als seine Schritte verhallt waren, schlug Diana langsam den Weg zum Hause ein; doch plötzlich blieb sie lauschend stehen, denn ein leises Murmeln von Stimmen war an ihr Ohr gedrungen, und zwar aus allernächster Nähe.

Sie erinnerte sich voller Schrecken des Mannes, den Philipp Heathcote erwähnt hatte, und dessen Spuren er gefolgt war, als sie miteinander zusammentrafen. Sie hatten ihn Beide in dem Gespräche, das ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm, vergessen. Es war nicht unmöglich, daß der eine der Sprechenden jener Mann war, und wenn dies der Fall, so mußte der Andere ein Verbündeter von ihm sein.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.